

---

Es gibt viele Gelsenkirchen: Ein Essay von Claudia Mareis

basierend auf Gesprächen mit Andreas Tschersich im November 2004

---

Was war am Anfang? Es gibt ein erstes Bild. Der Ursprung, mein Ur-Bild. Und ein Ort: Gelsenkirchen, 1994. Ein Auto steht vor einem Haus. Einsam in Gelsenkirchen. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Die Gewissheit stellte sich unmittelbar und fraglos ein: Das ist das Bild. Ein gutes Bild? Ja. Und ein Gefühl für die Bilder, die kommen werden. Schwarzweiss war bald kein Thema mehr. Das Licht, das Wetter, alles schien wichtiger zu sein als das Motiv. Hingegen in Farbe zu fotografieren, bedeutete für mich, mehr Realität einfangen zu können. Du sprichst von Realität und nicht von Erfindung. Das inszenierte Bild oder das «neue» Bild interessieren mich nur bedingt. Ich bin nicht auf der Suche nach Innovation. Sie scheint mir zu konstruiert zu sein. Die Dinge sind schon vor uns da und noch lange danach. Ich suche kein neues Bild im Sinne eines spektakulären Blicks. Die Orte, die ich fotografiere sind Teil einer unscheinbaren Realität. Sie entziehen sich uns ständig, sind aber auf dieser Flucht doch sehr präsent. Es sind Ur-Orte und Un-Orte zugleich: typische Orte, die immer als Verkörperung von etwas Anderem stehen – Stadtgedanken, Wohnutopien, Weltvergessenheit, Reissbrett-Architektur. Aber es sind auch konkrete Orte. Unspektakulär und unheimlich offenbaren sie ihre normale Einsamkeit. Sie sind gedacht, geplant, zivilisiert, kultiviert und dann vergessen, verpasst oder gescheitert. Ich halte die Orte nur fest, formal präzise. Versuche sie fotografisch einzufrieren. Doch es soll kein sezierender Blick sein. Ich bin auf der Suche nach einem Bild, welches Realität nicht nur abbildet und auf sie verweist, sondern vielmehr eine Wirklichkeit schafft, die wirklicher ist als die Realität selbst. Du gehst nicht vorbei. Du bleibst stehen. Ich bin da und doch bin ich dazwischen. Zwischen dem unbemerkten Scheitern und der

---

---

Welt, die sich gleichzeitig weiterdreht. Zwischen meinem unmittelbaren Blick und dem reproduzierten Bild. Es gibt die perfekten Orte und den perfekten Blick darauf. Oftmals lassen sie sich nicht vereinen. Dann wird eben kein Bild daraus. Ich mache Portraits von Orten, von Gebäuden, um Abwesenheit zu zeigen. Abwesenheit von Menschen, von Sorgfalt, von Gewohnheit und von Nutzen. Das Abwesende ist in meinen Bildern ebenso wichtig wie das Anwesende. Wichtiger sogar. Identität zeigt sich mir in dieser Differenz. Deine Fotografien sind Montagen? Zusammengesetzte Wirklichkeit, ja. Aber keine Verfremdung, sondern die Montage als Modus der maximalen Annäherung an Realität. Nichts darf den Ausdruck des Bildes stören; die Distanz zwischen Betrachter und Bild wird auf ein Minimum reduziert. Inszenierte Störung – um einer künstlichen oder kunstvollen Spannung willen – interessiert mich nicht. Was hat sich in Deiner Arbeit verändert? Früher waren die Orte auf meinem Weg, heute suche ich bewusster nach ihnen. Ich lote die formalen Möglichkeiten der fotografischen Repräsentation aus. Das thematische Feld, in dem ich mich bewege, ist begrenzt. Es ist ein stetes Ausloten der Höhenkurven, der Tiefen und der Grenzbereiche darin. Von einem konkreten Ort ausgehend, spüren meine Bilder einem essentiellen Wesen, einer originären Gestalt nach. Es gibt viele Gelsenkirchen. Überall. Sie sind unterschiedlich in ihrer formalen Definition und ihrer kulturellen Ausprägung. Doch wo immer sie auch sind – das unsagbare Gefühl, das diesen Orten innewohnt, unterscheidet sich kaum.

Claudia Mareis ist Visuelle Gestalterin/Kulturtheoretikerin und lebt in Zürich.

---